

„Manchmal träume ich noch davon“

Ein gewaltiges Massengrab, Plastiktüten voller Knochen, schreiende Menschen: Die stärkste Szene, die Klaus Brinkbäumer als Journalist je erlebt hat, brachte den Spiegel-Reporter zum Romanschreiben. Über die Grenzen zwischen Literatur und Reportage und über das Buch „Unter dem Sand“ sprach Hauke Friederichs mit dem Kisch-Preis-Träger.

Reporter-Forum: Mit dem Roman „Unter dem Sand“ haben Sie Ihre Erlebnisse im Irak literarisch verarbeitet – warum haben Sie kein Sachbuch geschrieben?

Klaus Brinkbäumer: Für ein Sachbuch fehlten mir Fakten, und an einigen Punkten kam ich im Gespräch mit dem Protagonisten meiner Reportage auch nach vielen Stunden nicht mehr weiter. Außerdem konnte ich jahrelang nicht mehr hinfahren, für einen ganz schön deutsch aussehenden 2-Meter-Journalisten war es zu gefährlich in der Gegend von Hilla. Als ich Haydars Gedanken dann in Hamburg weiterdachte, da begann der Roman. Journalismus sollte genau sein, jedes Detail der Geschichte hat zu stimmen; ich wollte mir aber Freiheiten gönnen, wollte erfinden und mit Dialogen spielen. Und das kleine Etikett „Roman“ gestattet ja alles.

Als Romancier hatten Sie keine Erfahrung. Ist „Unter dem Sand“ auch aus Neugier auf eine neue Darstellungsform entstanden?

Ja klar, ich wollte das einfach mal versuchen. Ich hatte das Gefühl, dass ich über Haydar schreiben musste, wusste am Anfang aber noch nicht, was und wie. Es ging mit ein paar Szenen los, es ist dann eine Art Tatsachenroman geworden. Der Agent Matthias Landwehr hat mich gewarnt: ‚Du wagst dich auf unbekanntes Terrain, wenn es schief geht, hauen dir die Kritiker das Buch um die Ohren.‘ Aber dieser wunderbare Beruf kann ja nicht bedeuten, dass man immer das Gleiche erzählt und dann auch noch in der immer gleichen Form und im gleichen Tonfall. Mein erster Ressortleiter beim Spiegel, der vom gesamten damaligen Sportressort verehrte Heiner Schimmöller, hat seinen fünf Jungs ständig von Neugierde und Mut erzählt.

„Unter dem Sand“ und die vorher erschienene Spiegel-Reportage „Das tote Leben“ beginnen mit einer Szene an einem Massengrab im Irak. Warum haben Sie für die Reportage und das Buch ähnliche Einstiege gewählt?

Weil das die stärkste Szene war, die ich je erlebt habe – journalistisch gesehen. Ich stand zusammen mit dem Fotografen Thomas Grabka am Rand eines gewaltigen Massengraves, und vor uns, in einem Dreieck aus Stacheldrahtrollen, lagen Plastiktüten in langen Reihen, diese Müllsäcke waren voll mit Knochen, Stoffresten und Ausweisen. Es hat tatsächlich gedauert, bis ich mich wieder bewegen konnte, und manchmal träume ich noch davon.

Weshalb haben Sie Haydar zum Helden der Reportage und des Buches gemacht?

Es war dort heiß, stickig, staubig. Um uns herum standen Trauernde, sie schrieten uns an und zupften an unseren Hemden. Und ganz am Rand stand ein einsamer Mann, drehte allen anderen den Rücken zu und brüllte in die Wüste hinein. Reporterreflex, oder? Natürlich will man in so einem Moment nicht die Geschichte all derer hören, die schreien und drängeln, sondern die dieses einen Mannes. Ich habe gewartet, bis Haydar sich umdrehte und ansprechbar war, und ihn gefragt, ob ich mit ihm reden kann. Er hat gesagt: Klar, du kannst zu mir nach Hause mitkommen. Nach dem Gespräch waren zehn Kassetten voll, denn Haydar hatte an diesem Tag seine Mutter gefunden, nach zwölf Jahren der Suche.

War das nicht gefährlich, einfach so mitzufahren?

Damals, 2003, gab es diese Entführungsindustrie noch nicht. Zu jener Zeit konnten sich Reporter im Irak beinahe frei bewegen. Die Gewalt und das Kidnapping wurden erst später Gründe, nicht noch einmal in den Irak zu fahren.

Wie sind Sie auf das Massengrab aufmerksam geworden?

Ich habe für eine Spiegel-Serie im Irak recherchiert, zusammen mit Ullrich Fichtner und so wie viele meiner Kollegen. Die Arbeit begann kurz nachdem die Amerikaner Bagdad eingenommen hatten, denn in dieser Phase war das Land besonders aufregend für Reporter, Stunde Null eben, wie Berlin nach dem Mauerfall oder der Kosovo direkt nach dem Krieg. Die Täter haben Angst, die Opfer fangen an zu erzählen, die Rollen verschieben sich, ein

neues Leben beginnt. Ich habe in Bagdad dann eine Geschichte über amerikanische Soldaten geschrieben und wollte den Irak eigentlich verlassen, meine Ablösung war schon da. BBC World meldete dann dieses Massengrab.

Wann haben Sie beschlossen, über Haydar ein Buch zu schreiben?

Das kam so nach und nach, aber schon beim Schreiben der Reportage dachte ich, dass in der Geschichte noch viel mehr drin steckt. Ich hätte 20 Seiten für den Spiegel schreiben können – aber die wollte keiner drucken. Die Chefredaktion fand, in den Wochen zuvor waren reichlich Irak-Artikel im Heft gewesen, und leider hatte sie Recht.

Warum arbeitet der Ich-Erzähler im Roman für eine Hilfsorganisation, warum ist er kein Reporter?

Zunächst war er ein Journalist. Die Ähnlichkeit zu meiner Arbeit war mir dann aber zu groß, und ich glaube, Leser hätten sich ständig fragen können, wer erzählt denn da eigentlich? Die Figur ist deswegen an einen Mitarbeiter von Human Rights Watch angelehnt.

Wie viel Klaus Brinkbäumer steckt denn in dem fiktiven Helden?

Ein bisschen. Ich hab's ja nun erlebt und geschrieben, aber die Figur des Erzählers denkt auch eine Menge Dinge, die ich lieber nicht denken möchte. Ich hoffe jedenfalls, dass ich wärmer mit den Menschen in Krisengebieten umgehe.

Die Arbeit des Ich-Erzählers ähnelt der des Journalisten sehr, er sucht den aussagekräftigsten Fall, das Spektakuläre.

Die Tätigkeit der Leute von Human Rights Watch, jedenfalls die Dokumentation von Verbrechen, ähnelt ja tatsächlich unserer Arbeit. Aber solche Organisationen tun so viel mehr, so viel Wichtigeres als wir. Während des Kosovo-Krieges bin ich zum ersten Mal einem Anwalt von Human Rights Watch begegnet, ein großartiger Typ, aber auch ganz schön widersprüchlich. Irgendwann dachte er nur noch daran, wie kriege ich hier das Maximale raus, wie bekomme ich Aufmerksamkeit für meinen Fall. Es passiert schnell, dass man zum Zyniker wird.

Journalisten dürfen die Grenze zur Literatur nicht überschreiten - wurde Ihnen das vorgeworfen?

Bei „Unter dem Sand“ nicht. Auf dem Buchumschlag steht „Roman“, dann darf der Autor machen, was er will. Nach meiner ersten Reise während des Kosovo-Krieges hat mir aber mal ein Blattkritiker, der große Kai Hermann auch noch, vorgeworfen, eine Geschichte aufgehübscht zu haben. Ich hatte ein Krankenhaus in Albanien besucht, in dem Opfer eines Granatenangriffs behandelt wurden. Der Boden war blutverkrustet, die Pfleger hatten kein Wasser und kippten Bier auf den Boden, um das Blut wegzuwischen. Ich habe das so aufgeschrieben, wie es war, und Kai Hermann sagte: Das glaube ich nicht. Und ich war selbstverständlich beleidigt.

Haben Sie lange an der Struktur gefeilt, bevor Sie mit dem Schreiben des Buches begannen?

Nein, ich habe mich hingesetzt und losgeschrieben. So entsteht ein leichterer Ton, hoffe ich jedenfalls. Nur bei sehr komplizierten oder heiklen Texten, Geschichten wie über die Söldnerarmee Blackwater, plane ich vorher Absatz für Absatz.

Einige Passagen in „Unter dem Sand“ erinnern an „König der Könige“ von Ryszard Kapuscinski. Hat Sie der polnische Reporter beeinflusst?

Gewollt waren Ähnlichkeiten nicht, ich kenne seinen Text aber ganz gut. Ich durfte Kapuscinski während der Vorbereitung für eine längere Afrika-Recherche besuchen, und seine Bücher „König der Könige“ oder „Der Fußballkrieg“ oder „Afrikanisches Fieber“ sind beeindruckend.

Kapuscinski wird vorgeworfen, dass er den Begriff Wahrheit sehr tolerant ausgelegt hat...

... ich habe versucht herauszufinden, wie Kapuscinski mit der Wahrheit umgegangen ist. Er hat sich ziemlich viele Freiheiten genommen und damit argumentiert, dass die Leute sich verändern, sobald ein Reporter da ist. Kapuscinski nahm deswegen nie ein Notizbuch mit, er hat die Gespräche nicht mitgeschrieben oder auf Tonband aufgenommen. Er wollte die Leute vergessen lassen, dass er Reporter ist. Am Ende, so sagte es Kapuscinski, habe der Reporter

zwar nicht mehr alle Zitate oder Fakten im Kopf, aber die Essenz der Wahrheit. Ein hinreißender Begriff! Da hört Kapuscinski dann auf, ein journalistisches Vorbild zu sein.

Der große Kapuscinski war also kein Journalist?

Kapuscinski hat Journalismus und Literatur vermischt, er hat die Wirklichkeit auf eine Weise verdichtet, die nicht mehr nur beschrieb, was wirklich war. Zwischen der Reportage und der Literatur gibt es aber eine feine Linie, man kann es trennen. Man muss das trennen, nicht wahr? Kapuscinski schrieb mit großer Kraft, er hätte den Nobelpreis und alle Preise der Welt verdient gehabt – für Literatur.

Klaus Brinkbäumer, geboren 1967 in Münster, arbeitet als Korrespondent für den Spiegel in New York. Seit Jahren schreibt Brinkbäumer Reportagen für das Gesellschaftsressort. Er ist Dozent an der Hamburger Akademie für Publizistik und am Institut zur Förderung des publizistischen Nachwuchses. Für seine Reportage „Die afrikanische Odyssee“ erhielt Brinkbäumer 2007 den Egon-Erwin-Kisch-Preis.